



Doppelleben Carola Stern

■ Eine Autobiographie

Kiepenheuer
& Witsch

Was soll das denn sein?« – »Sie sind zu gut!« Das war der Clou! Endlich ein Mensch, der die reine Wahrheit, wie sie in der Hand geschrieben stand, erkannte und sie auszusprechen wagte. Eine Wahrheit, für die auch die raffgierigste Bauersfrau mit Griebenschmalz, Butter oder Speck bezahlte.

Wenn mein Mann mal wieder verärgert über meinen Geiz war, foppte er mich später oft, drehte schmerzhaft meine Hand herum und murmelte: »Sie sind zu gut, Frau Stern! Das wird Ihnen noch zu schaffen machen!«

Raketen für die Post

Es war der 21. Juli 1969 gegen drei Uhr früh. Wir saßen vor dem Fernseher, das heißt ich lag mit einer Gallenkolik auf der Couch. »Was bildest du dir ein!« erregte sich mein Mann und sprach von Größenwahn. Ich erklärte, mit dem Geschehen auf dem Fernsehschirm zu tun zu haben, wenn auch weitläufig, versteht sich. Während mein Mann noch mit mir schimpfte, öffnete sich die Landefähre, und in einem unförmigen Schutzanzug mit einem riesigen Versorgungstornister auf dem Buckel betrat Neil Armstrong als erster Mensch den Mond. Hüpfend sprach er seinen berühmten Satz: »Ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Schritt für die Menschheit!«

Angesichts dieses historischen Augenblicks beendeten wir unseren Streit. Ich gab zu, daß das Thema »Die Mondlandung und ich« ein Produkt meiner überhitzten Phantasie gewesen sei. Gutmütig gewährte mir mein Mann einen wenngleich »nicht nennenswerten« Anteil am *Sputnik*, jenem ersten sowjetischen Erdsatelliten, 1957 von Kasachstan ins All geschossen, sowie auch an der Erdumrundung Juri Gagarins 1961. Dann fuhren wir meiner Galle wegen ins Krankenhaus.

Als der junge Forscher Wernher von Braun, der nicht nur den Nazis, sondern später auch den Amerikanern diente, in den dreißiger Jahren am westlichsten Zipfel meiner Heimatinsel Usedom, in Peenemünde, ein geheimnisumwittertes Unternehmen aufbaute, arbeitete dort mein Onkel Hans als Schlossermeister. Wortlos, nur durch kaum merkliches Kopfnicken bestätigte er, daß man in Peenemünde an jenen Wunderwaffen arbeite, auf deren kriegsverändernden Einsatz meine Mutter noch im April 1945 hoffte. Immerhin, sie und ich, wir waren mit den Peenemündern über Onkels Schlosserwerkstatt sozusagen verwandt. Von den vielen Zwangsarbeitern, die dort unter KZ-artigen Bedingungen arbeiten mußten, wußten wir nichts oder wollten wir nichts wissen.

Eines Tages sahen wir eine dieser »Vergeltungswaffen«, wie Goebbels sie frohlockend nannte, eine V2 mit ihrem langen Schweif, über die Ostsee fliegen. Doch bald darauf, eines Nachts, zerstörte ein britischer Luftangriff einen Großteil Peenemündes. Einige Monate vor Kriegsende verlagerte man die Versuchsanstalt in den Südharz, hauptsächlich nach Nordhausen und Bleicherode. Wie es im Potsdamer Abkommen festgeschrieben worden war, überließen die Amerikaner im Sommer 1945 das von ihnen besetzte Thüringen der sowjetischen Besatzungsmacht. So kamen die Russen nach Bleicherode.

Ich arbeitete damals als Landarbeiterin, nicht weit davon entfernt, in Rüdigershagen. Eines Tages eilte das Gerücht durchs Dorf, in Bleicherode, in der Region bekannt durch

seinen traditionellen Kalibergbau und schöne alte Fachwerkhäuser, hätten die Russen einen Betrieb gegründet, in dem Arbeit finden könne, wer etwas von V-Waffen verstünde. Ich dachte mir, fahr einfach mal hin, kostet ja nichts, sich zu erkundigen.

In der Personalabteilung erfuhr ich, es würden Abiturientinnen als technische Rechnerinnen gebraucht.

»Aber was soll man denn berechnen?«

»Flugbahnen.«

»Dann stimmt es also, daß man hier wieder V-Waffen entwirft?«

»Raketen für den Frieden!«

»Wozu denn im Frieden Raketen?«

Nun geriet der Mann ins Schwärmen. Er erzählte, wie wichtig es jetzt sei, Flugkörper zu entwickeln, die auch landen könnten, um sie zunächst zur Postbeförderung über den Atlantik zu benutzen.

»Aha, zunächst zur Postbeförderung ... und dann?«

»Na, dann fliegen wir alle eines Tages mit den Dingen nach Amerika!«

Wer möchte für 350 Mark Gehalt und freien Mittagstisch daran nicht beteiligt sein? Beschwören will ich nicht, geglaubt zu haben, was mir da erzählt wurde. Aber ich wollte es gern glauben. So habe ich als Verwalterin der Fachbibliothek aus unmittelbarer Nähe miterlebt, wie sowjetische Spezialisten in Bleicherode, Nordhausen und anderen Orten mit Hilfe von Technikern und Wissenschaftlern, die bereits in Peenemünde tätig gewesen waren, Forschung und Produktion jener A4-Rakete wieder in Gang setzten, die zur Vorläuferin der sowjetischen S2, S8, S11 werden sollte.

Als Tarnnamen für das neu gegründete Unternehmen, das Institut für *Raketenbau* und -entwicklung, hatten die Sowjets die Bezeichnung *Institut RABE* gewählt und seine Zentrale in einem Gebäude aus der Gründerzeit, der ehemaligen Königlich-Preußischen Berginspektion, eingerichtet. Dort, wo einst für kurze Zeit auch Wernher von Brauns Arbeitsplatz gewesen war, befanden sich jetzt die Büros der wichtigsten sowjetischen Offiziere sowie der deutschen Direktoren. Dort saß auch ich mit meiner Bibliothek.

Niemandem blieb verborgen, daß sich der Spezialistenstab ungewöhnlich schnell vermehrte. Woher kamen diese Leute plötzlich? Die Russen hatten sie abgeholt! Die einen samt Familie und Habe auf geheimen Wegen aus Eschwege und Witzenhausen, Orten in der amerikanischen Besatzungszone. Dorthin waren sie in einer von den Amerikanern initiierten Eilaktion im Juni 1945, dem Rat Wernher von Brauns folgend, geflüchtet und warteten nun vergeblich auf den Flug in die USA. Als ihnen Werber aus Bleicherode gute Gehälter, Wohnungen und reichlich Lebensmittel versprochen, entschlossen sie sich, »der anderen Seite« zu dienen. Selbst einstige SS-Offiziere wurden von den Sowjets zur Mitarbeit eingeladen. Wer als Peenemünder Raketenspezialist galt und zunächst in

Buchenwald und anderen einstigen KZs inhaftiert worden war, wurde dort wieder abgeholt, um nach Bleicherode gebracht zu werden. Hier wurden die Herren in requirierte Wohnungen und Häuser eingewiesen und mit Pajok-Paketen, Weißbrot, Milch und Butter wieder aufgepäppelt.

Wie konnten sich Kommunisten mit SS-Führern, den Todfeinden von gestern, zusammenschließen, fragte ich mich. Überhaupt widersprach fast alles, was ich an meinem neuen Arbeitsplatz erlebte, meinen Vorstellungen von Kommunisten. Auf der Jungmädelführerinnenschule war mir eingetrichtert worden, im Kommunismus werde Leistung überhaupt nicht anerkannt; Gleichmacherei, das sei es, was die Kommunisten wollten. In Bleicherode erfuhr ich genau das Gegenteil: extreme Hierarchie. Arbeiter hatten wenig zu erwarten, ihr Essen war das schlechteste. Eine »Diktatur des Proletariats« fand hier nicht statt. Auch hielt niemand politische Reden. So etwas wie Schulungsabende gab es nicht, und eine Betriebsgruppe der KPD war offenbar verboten worden. Die Russen interessierten sich ausschließlich dafür, wie die Deutschen ihre Arbeit machten.

Während von manchen kleinen Angestellten noch dummes Nazizeug dahergeschwätzt wurde, entwickelte sich unter den deutschen Wissenschaftlern eine Art Tauroggen-Geist. »Nur im Bunde mit den Russen haben wir eine Zukunft«, bemerkten sie, »nur die Russen brauchen uns.« Das stimmte. Den Beweis sollten sie bald liefern.

Für den Abend des 21. Oktober 1946 lud General Gaidukow die wichtigsten deutschen Mitarbeiter zu einem Fest in das sowjetische Offizierskasino, die Bleicheroder Waldgaststätte *Japan*, ein, bekannt für ihren schönen Ausblick auf die Stadt und die Höhenzüge des Harz. Etwa zweihundert Gäste, Deutsche und Sowjets, nahmen an einer hufeisenförmig aufgestellten, reich gedeckten Tafel Platz. Der Wodka floß in Strömen, nur die Gastgeber tranken heimlich Wasser, und die Gäste amüsierten sich bis in die tiefe Nacht. Erst gegen halb drei Uhr früh wurden die leicht angetrunkenen Herren von bereitgestellten Autos an ihren Haustüren abgesetzt.

Rotarmisten weckten sie drei Stunden später unsanft aus dem ersten Schlaf und überbrachten den schlaftrunkenen Zechern so etwas wie einen Marschbefehl. »Da der Betrieb, in dem Sie arbeiten, in die UdSSR verlagert wird«, lasen die Verdutzten, »haben Sie sich mit Ihrer gesamten Familie zur Abreise in die UdSSR bereitzuhalten (...). Sie werden zunächst für die Dauer von fünf Jahren verpflichtet und haben mit einer Fahrdauer von drei bis vier Wochen zu rechnen.«

»... mit Ihrer Familie«? Aber nicht alle Familien der Betroffenen wohnten auch in Bleicherode. Also wurden umgehend Armeelastwagen ausgesandt, um Frauen und Kinder sowie Möbel und Hausrat abzuholen. Unverheiratete, die in der Stadt zur Untermiete wohnten, erfuhren, sie stünden vor der Wahl, die Möbel ihrer Vermieter mitzunehmen oder in der UdSSR leere Zimmer zu beziehen. Verheiratete, die eine Freundin hatten, konnten

sich entscheiden, ob sie mit dieser oder der Ehefrau oder auch mit beiden Damen auf die weite Reise gehen wollten. Angebote von Freiwilligen, mitgenommen zu werden, wurden wohlwollend geprüft.

Den ganzen 22. Oktober über wurden Schränke, Koffer, Kisten auf Lastwagen geladen, Schuhe von der Schusterei, Wäsche von der Reinigung geholt. Doch galt für alle, die nun reisen mußten: kein Schritt, kein Tritt mehr ohne Aufsicht.

Auf dem Bahnhof Bleicherode-Stadt stand ein langer Zug mit Personen- und Güterwagen bereit. Der deutsche Generaldirektor mußte zwar sein Gut aufgeben, das seine sowjetischen Arbeitgeber ihm großzügig überlassen hatten, und auch das Reitpferd seiner Frau zurücklassen, doch durfte er zwei Milchkühe mit gen Osten nehmen.

Als alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, begann am 23. Oktober die lange Reise. Die meisten der Bleicheroder Fachleute landeten mit ihren Familien auf der weithin unbekanntem Insel Gorodomlia im Seliger See bei Ostraschkow und kehrten erst im Laufe der fünfziger Jahre zurück.

In Bleicherode sprach sich bald herum, daß auch aus anderen Betrieben der Sowjetischen Besatzungszone Spezialisten für Waffentechnik, Chemiker, Physiker und andere Wissenschaftler zur gleichen Zeit und gleichsam über Nacht abgeholt und in die Sowjetunion gebracht worden waren. Vor ihrer Rückkehr mußten sie sich verpflichten, über ihren Aufenthalt, ihre Tätigkeit und ihre sowjetischen Arbeitskollegen Stillschweigen zu bewahren.

Nach der Abreise der Spezialisten begann die Abwicklung des Bleicheroder Unternehmens. Viele der damit beauftragten Deutschen schleppten alles, was nicht niet- und nagelfest war, zum eigenen Gebrauch oder zum Verkauf nach Hause; dann erhielten alle Mitarbeiter die Kündigung.

Ich arbeitete nun als Hausgehilfin in der Familie meiner Vermieterin. Abends gab ich mich dem überzeitlich Schönen hin: Ich las Goethe, Mörike und Hölderlin. Der Historiker Martin Broszat nannte dies später die »Verinnerlichungskultur der Nachkriegsjahre«, ein Rückzug ins Private, der die Erinnerung an Unzerstörbares beschwören sollte.

Fünfzig Jahre später machten mein Mann und ich Ferien in der Schorfheide, und zwar im einstigen Gästehaus der DDR-Regierung am Großen Döllnsee. Neben uns an den Frühstückstischen saßen andere alte Ehepaare, Stammgäste des Hauses. »Das sind Herrschaften«, flüsterte die Kellnerin, »die als Wissenschaftler nach dem Krieg in Rußland tätig waren ...«